

(Nachdruck verboten.)

2) Der Dieb.

Die Tragödie eines Kindes.

Von Karl Busse.

Seine Mitschüler waren doch zartfühlend genug, so zu tun, als wüßten sie von der gestrigen Szene auf dem Marktplatz gar nichts. Ja, die Geschichte imponierte ihnen sogar. Sie hatten dem „feigen Streber“ das nicht zugetraut. Und so kam es, daß Menne Knoll seitdem freundlicher behandelt ward als vorher. Man ließ ihn in Ruhe, man verspottete ihn weniger, und vor allem hütete sich jeder, eine Anspielung auf seinen Vater zu machen.

Der Kleine empfand das wohl. Und so sehr es ihn freute, manchmal wünschte er fast, es sagte jemand einmal laut, was alle dachten, es stimmte irgend einer das verruchte Lied an, daß er ihm an die Kehle springen, sich mit allen . . . allen . . . allen auseinandersetzen könnte.

Er litt unter diesem taktvollen Schweigen furchtbar. Wenn ein Mitschüler etwa in die Klasse trat und sagte: „Kinder, gestern hat sich mein Vater 'mal was Schönes geleistet . . .“ — dann steckte der kleine Knoll sein glühendes Gesicht noch tiefer in die Grammatik.

Jeder konnte von seinem Vater erzählen — nur er nicht! Und er bildete sich stets ein, daß alle anderen dann heimlich nach seinem Plaze schauten, halb neugierig, halb mitleidig. Ach, und das war so unsäglich furchtbar.

So ging er hin, ohne Freund, ohne ein Wesen, das sich um ihn kümmerte. Er blieb blaß und schmal auch als Quartaner. Er wurde nach Untertertia versetzt mit dem üblichen guten Prädikat, und der Direktor überreichte ihm in der Aula die Prämie — ein schön gebundenes Reisetwerk.

Menne Knoll nahm sie entgegen und verließ das Gymnasium dann mit den übrigen. Vor dem eisernen Gitter warteten Väter und Mütter schon auf ihre Sprößlinge. Da war der Tierarzt. Sein Sohn war gerade noch durchgeschoben worden. Als letzten hatte der Direktor ihn verlesen. Aber der Vater war selig über die Versetzung und zog eine silberne Uhr aus der Tasche, das Ideal fast aller Klassenschüler.

Das Kind des Botenmeisters faßte das schöngebundene Prämienwerk fester und ließ schneller. Warum erst den Jubel mit ansehen? Und als Menne Knoll zu Haus war, legte er das Buch in seinen Schub, das ehrenvolle Zeugnis darüber und zog die Schultern noch höher.

Seinem Vater sagte er nichts. Es fragte ihn auch niemand. Denn zwischen den beiden hatte allmählich ein sonderbares Verhältnis Platz gegriffen. Vielleicht war dem Botenmeister in einem lichten Augenblick das Entwürdigende seines Lebens und Treibens zum Bewußtsein gekommen, vielleicht hatte Herr von Dergen mit ihm geredet, kurz und gut, er schämte sich plötzlich vor seinem Kinde. Aber zu haltlos, um sich noch zu ändern, verbarg er diese Scham und Scheu hinter einem ewigen Brummen. Er hatte den kleinen Menne nie geliebt, jetzt empfand er sein Dasein als peinlich, er hatte ein Gefühl der Furcht vor den ernsten, kalten Augen des Sohnes, die so gut aufspähten und denen die ganze Versumpftheit des Vaters aufgegangen war. Und daraus entsprang ein dumpfer Groll in dem Alten. Wie ein lästiges Gewissen, ein ewiger Vorwurf stand sein Kind, der scheue, einsame, fleißige Knabe, vor ihm, dem Säuser.

Aber der dumpfe Groll entlud sich nicht. Seit dem Tage, an dem sich Menne dem höhrenden Strahenzungen entgegen geworfen und vom Vater dabei geschlagen worden, sprach er nur das allernotwendigste mit dem Botenmeister. Ein kurzes „Guten Morgen“ — das war tagelang alles.

Der Vater merkte das. Aber er schwiege gleichfalls. Und nur wenn der Sohn ein paar Pfennige brauchte für ein Heft oder dergleichen, rächte er sich und räsonnierte, ehe er das Geldstück zum Vorschein brachte.

Dabei ging es immer mehr abwärts mit ihm. Um damals das Begräbnis seiner Frau bezahlen zu können, hatte er Schulden gemacht, die in kleinen Raten von dem geringen Gehalt abgezogen wurden. Damit wuchsen die Sorgen, und mit den Sorgen der Alkoholverbrauch. Allmählich erhielt er kaum noch Kredit. Die Rationen, auf die der kleine Menne

geseht ward, wurden fast mit jedem Monat dürrtiger. Sein Mäntelchen war schäbig, der Anzug, den er trug, ausgewaschen. Aber mit unendlicher Sorgfalt schonte er ihn und bürstete so lange, bis kein Stäubchen mehr darauf war, und die Sauberkeit mit der Knappheit mit Schäbigkeit versöhnte.

So war wieder einmal der Sommer gekommen, und das von allen Schülerherzen ersehnte Waldfest nahte heran. Es war nur einer, der sich nicht darauf freute, nur einer, der zitterte, wenn er daran dachte. Dieser eine war Menne Knoll.

Dreierlei vor allem quälte ihn. Jeder Schüler zog zum Waldfest den besten Anzug an: er hatte keinen. Jeder Schüler brachte zum Waldfest seine Eltern mit und die fangen, tranken, waren fröhlich mit ihren Zungen, er konnte nur fürchten, daß sein Vater käme, und niemals war ihm das Herz schwerer und verzagter, als dann, wenn er die anderen im Kreis ihrer Familien sah. Und das dritte, was ihm die größte Furcht einjagte: jeder Schüler hatte einen Beitrag von fünfzig Pfennigen abzuliefern, der zum Einkauf von kleinen Gewinnen und zur Bezahlung der Musikkapelle bestimmt war. Nun wußte er, daß das Geld jetzt knapper als je war, er wußte, daß sein Vater ihm die größten Schwierigkeiten machen, ihm vielleicht überhaupt nichts geben würde.

Was sollte er tun?

Er fieberte, wenn er daran dachte. Er sah den Ordinarius, der ihn sowieso nicht gut ansehen konnte, zur Tür hereinkommen. Er hörte, wie er die Namen verlas, wie jeder vors Katheder trat und die fünfzig Pfennige dort deponierte, er hörte seinen Namen — und da stand er vor der ganzen Klasse mit leeren Händen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, es brauste ihm vor den Ohren. Und das Gesicht des Lehrers, das peinliche Schweigen der Mitschüler, das Richern auf den letzten Bänken, allmächtiger Gott, nur das nicht!

„Vater Knoll, Vater Knoll,

Sauf' nicht so toll!“ —

denn dann könnt' er dem Jungen die fünf Groschen geben, die nun in der Kneipe blieben. . . .

Menne war vierzehn Tage vorher schon aufgereggt und verängstigt. Als er den Vater um das Geld bat, war ein Zittern in seiner Stimme. Es war nicht der kalte, herbe Ton, vor dem der Alte eine geheime Scheu hatte. Und deshalb war ein Fluch die Antwort.

Aber der Kleine gab nicht nach. Er kam am nächsten Tage wieder. Noch zitternder, noch bittender. Der Erfolg war der gleiche. Die Szene wiederholte sich vierundzwanzig Stunden später, die Abweisung auch.

Menne Knoll ward immer blasser. Sein Herz flog. In der Cäsarstunde vermochte er kaum zu folgen. Als sie vorüber war, sagte der Ordinarius:

„Morgen hat jeder von Euch fünfzig Pfennig mitzubringen als Beitrag zu unserem Waldfest. Ich werde das Geld in der lateinischen Stunde einsammeln. Wer es vergißt, holt es in der großen Pause.“

Damit war die Sache erledigt.

Der Sohn des Botenmeisters war blaß geworden wie der Kalk an der Wand.

Also morgen . . . morgen in der Stunde von zehn bis elf, nach der großen Pause!

Mechanisch zog er in der Mathematikstunde die Konstruktionslinien, mechanisch notierte er die Aufgaben für den nächsten Tag.

Seine Lippen waren trocken, die Brust tat ihm weh. Zu Hause gab es kein Mittag, der Vater blieb aus.

Er schnitt sich ein Stück trockenes Brot ab und versuchte zu essen. Er würgte aber nur einige Bissen hinunter.

Und dann saß er und wartete. Gegen Abend stellte sich der Hunger von neuem ein. Es schlug acht, neun, zehn, elf, der Vater kam nicht.

Erst gegen Mitternacht hörte er seinen Schritt.

Der Botenmeister stolperte über die Schwelle. Er murrte etwas vor sich hin, warf die Mütze auf den Tisch und ließ sich dann in einen Stuhl fallen, um sich die Stiefel abzuziehen.

Reglos hatte sein Sohn im Dunkeln gewartet. Erst als der Vater Licht machte und sich danach pustend auf den Betttrand setzte, erhob er sich.

Als sähe er ein Gespenst, starrte der Alte ihn an. Er

war bleich geworden. Aber im nächsten Moment glühte sein Gesicht dunkel.

„Bengel,“ schrie er auf, „Du niederträchtiger Aufpasser, was willst Du hier? Was machst Du? Warum schläfst Du noch nicht? Donnerstag und Freitag, ich werd' Dich Mores lehren!“

Die jähe Wut schüttelte ihn. Er hatte getrunken, das gab ihm Mut. Alles was sich an dumpfem Groll in ihm gesammelt, brach heraus in rauhen, abgerissenen Worten. Und der Refrain war immer wieder: sein Sohn wäre ein niederträchtiger Aufpasser, der seinem Vater nichts gönne, der ihm auslauiere, der ihn, den eigenen Vater, kontrolliere! Wortlos ließ der kleine Menne alles über sich ergehen. Mit den hochgezogenen Schultern und dem geduckten Kopf stand er vor dem Bette. Die schwache Brust arbeitete heftig.

„Was sagst Du? Willst Du widersprechen?“

„Nein, Vater. — Ich wollte Dich . . . nur bitten, mir die fünfzig Pfennig zu geben . . . für den Spaziergang, den wir alle machen . . . wir müssen das Geld morgen mitbringen. Deshalb blieb ich wach.“

„Geld,“ lachte der Alte grimmig, „wer will kein Geld? Alle wollen sie Geld von mir.“ Und plötzlich ward er von neuem aufgeregt.

„Wer hat Dich ins Gymnasium gebracht? Ich? Hoho, das soll mir einer nachsagen! Deine Mutter war's — die Frauenzimmer wollen ja immer hoch hinaus — und das Söhnchen soll mehr werden als ein versoffener Botenmeister, soll auf den Vater herabsehen, die Nase rümpfen — Bengel, ich sag' Dir! Laß Dir das Geld von Deiner Mutter geben, warst ja immer ihr Liebling, aber mich laß zufrieden! Keinen Pfennig — keinen Pfennig — merkt' Dir's!“

Der kalte Schweiß trat dem kleinen Menne auf die Stirn. Er sollte nichts bekommen — er sollte morgen vor der ganzen Klasse so dastehen.

Ehe er sich selbst recht besann, hatte er sich vor dem Vater auf die Knie geworfen.

„Gib mir's noch e i n m a l, Vater . . . liebster, bester Vater, nur diesmal noch! Nimm mich fort vom Gymnasium, wann Du willst, ich sag' ja kein Wort, aber gib mir das Geld heut', sonst weiß ich nicht, was ich tu.“

Auf den Knien rutschte er näher, die großen Augen in verzweifeltstem Flehen auf die etwas starr blickenden des Vaters gerichtet.

Einen Moment stützte der Botenmeister. Hier schrie die Verzweiflung. Die Verzweiflung eines Kindes, die fürchterlicher ist als jede andere. Die Verzweiflung seines Kindes.

Er brummte und schien ermüdet zu werden. Unbeholfen griff er in die Tasche, zog das Portemonnaie heraus und öffnete es.

„Fünfzig Pfennig,“ murmelte er. „Sind das . . . fünfzig Pfennig?“

„Nur zehn, Vater.“

„Ich hab' keine . . . fünfzig Pfennig. Brauch' sie . . . selber. Da . . . wieviel sind das? Ein — zwei — drei Groschen, mehr hab' ich nicht. Der Schuft hat mich heute wieder mal schön ausgeplündert. Zimmerzu Schnäpfe . . .“

Sein Haupt sank auf die Brust. Menne Knoll griff nach dem Portemonnaie.

Dreißig Pfennig — nicht mehr. Er wog sie in der heißen Hand.

Da ermunterte sich der Alte.

„Mein Geld, verdammt Aufpasser,“ lachte er und riß das Geldtäschchen an sich. „Drei Groschen . . . ich will meine . . . drei Groschen!“

„Hier sind sie, Vater.“

Die Stimme war tonlos. Mühsam erhob sich Menne Knoll und ging ohne Gutenachtgruß in seine Kammer. Nun war alles aus.

Schlaflos, mit glühendem Kopfe, wälzte er sich auf seinem Lager hin und her. Es stach ihm in den Schläfen und im Hinterkopf. Und immer wieder nur der eine Gedanke: morgen von zehn bis elf, morgen von zehn bis elf!

Er konnte zu Hause bleiben. Er hatte noch nie gefehlt und es würde ihm schwer fallen, schon allein deshalb, weil er dann wieder aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Aber er konnte es.

Einen Augenblick klammerte er sich an diesen Gedanken. Doch was sollte es helfen? Das Waldfest war in etwa zehn Tagen. Entweder er mußte alle diese zehn Tage fehlen, oder er mußte den Beitrag doch abliefern. Und ein zehntägiges Ausbleiben war unmöglich.

Wohin er auch sah — es gab keinen Ausweg.

Er war verloren. Freunde, die es ihm leihen konnten, hatte er nicht. Wer traute auch dem Sohne des Trunkenboldes?

O, wenn seine Mutter lebte! Seine liebe, kluge, gütige Mutter! Und er lag mit offenen Augen in der dunklen Kammer und dachte an sie. Immer von neuem rief er sich ihr Bild vor die Seele, tausend kleine Erlebnisse fielen ihm ein, auf dem Stuhl hier, wo jetzt seine Sachen lagen, hatte sie geessen, wenn sie ihn überhörte und die Bokabeln fragte — damals noch die leichten lateinischen Bokabeln: mensa, der Tisch und amo, ich liebe. Jetzt waren schon die griechischen daran. Die hätte seine Mutter wohl nicht lesen können.

Von diesem zu jenem spann Menne Knoll die Gedanken. Und wenn einer abriß und dann wieder jäh die Angst vor morgen auftauchte, strengte sich der Kleine förmlich an, wieder an seine Mutter zu denken, die ihn so sehr geliebt hatte, die ihn auch heute Angst und Verzweiflung vergessen machen sollte.

Und das Häppchen erbarmte sich ihres Kindes. Sie lächelte immer freundlicher, streckte die Arme aus, nahm ihn wieder auf den Schoß, hörte die Bokabeln ab und schenkte ihm gegen Morgen den Schlummer, ob er auch nur kurz und unruhig war.

Der alte Oberlehrer, der den französischen Unterricht gab, hatte schon ein paarmal nach der Bank hinübergesehen, auf der Menne Knoll saß.

Endlich tippte er mit dem Bleistift aufs Katheder und sagte: „Fehlt Dir etwas, Knoll? Wenn Du nicht wohl bist, geh' nach Hause.“

Die Köpfe wandten sich wie auf Kommando. Der Sohn des Botenmeisters erhob sich verwirrt, stammelte ein paar knapp verständliche Worte und setzte sich wieder.

Der Unterricht ging weiter.

Um neun Uhr, in der Fünfminutenpause, zog Otto Seydel, der Sohn des Tierarztes, lachend seinen Federkasten auf und sagte:

„Habt Ihr denn zu nachher die Fünf Groschenstücke beisammen, Kinder? Ich hab's ja sein gemacht. Hab' meinem Alten einfach vorgegeschwindelt, wir müßten eine Mark mitbringen. Da gibt's für den Rest noch zwei Päckchen Zigaretten.“

Und triumphierend holte er aus dem kleinen Fache des Federkastens, das eigentlich für den Radiergummi bestimmt war, zwei blankte Geldstücke hervor.

Menne Knoll starrte ihn an. Da saß der Otto Seydel — zwei Fünfzigpfennigstücke gehörten ihm — sein Vater hatte sie ihm anstandslos gegeben. Und er schrie nicht vor Freude — er lachte nur über die gelungene List.

Und hier saß er! Gar nicht weit davon. Er, der sein Seelenheil und alles jetzt hingeben würde, wenn er das eine ganz überflüssige Geldstück befäße, wenn er nachher vorgehen könnte, es aufs Katheder legen und ruhig an seinen Platz zurückkehren.

Seit der gestrigen Nacht drehte sich alles in seinem Kopfe. Ein heißes Rad lief da herum, bald schneller, bald langsamer, und an einer bestimmten Stelle ward immer eine ganz feine Nadel hineingeschlagen, das stach und tat weh.

Die neue Stunde begann, ging vorüber. Die große Pause kam. Alle Schüler mußten die Kloffenzimmer verlassen und eine Viertelstunde auf dem geräumigen Turnplatz lustwandeln. Man plauderte dort, verzehrte sein Butterbrot und drückte sich wohl auch in eine Ecke, um sich das Penjum noch einmal anzusehen.

Menne Knoll hatte kein Butterbrot mit. Aber daran dachte er nicht. Er dachte an Otto Seydel, den Sohn des Tierarztes, und an die beiden blanken Fünfzigpfennigstücke. Es war ihm vorhin ein Einfall gekommen — mitten in die Algebra hinein. Wenn er allen Mut zusammennahm und Otto Seydel bat, ihm das Geld zu leihen? Nur ein paar Tage, ein, zwei Wochen — was wußte er! Besser, vor einem bliamiert, als vor allen.

Wie ein zitterndes Hündchen, das sich nicht herantraut, umschlich er in der großen Pause den Mitschüler. Endlich wagte er es.

„Ich möchte . . . Dich um was bitten, Seydel. Einen Augenblick nur.“

Verwundert sah der den scheuen Menne Knoll, der sonst mit niemandem freiwillig sprach, an.

„Es ist nämlich . . . ich habe jetzt das Geld nicht . . .“

Das Geld zum Waldspaziergang . . . und Du hast doch nun das Doppelte — ich will es . . . ehrlich wiedergeben . . . vielleicht kannst Du mir ausbelfen . . . Du tätest mir einen sehr großen Gefallen.“

Menne Knoll redete noch allerlei, manches, was gar nicht zur Sache gehörte. Denn ein wahnsinniges Schamgefühl hatte ihn gepackt, verwirrte ihn, daß er stotterte, ließ ihn kaum die Augen erheben.

Otto Seydel war mit großen Geistesgaben nicht gesegnet. Er war ganz gutmütig, aber kindisch.

„Sieh mal, Knollchen,“ antwortete er erstaunt, „das geht nicht. Ich hab nämlich den dicken Duhme und Richard Teubner schon zu Nachmittag eingeladen, weißt Du, hinter Lessers Scheune rauchen wir Zigaretten. Wenn Du da hinkommen willst, kannst Du auch eine kriegen. Aber die fünf Groschen brauch ich. Vielleicht ein andermal.“

Menne Knoll blieb ruhig stehen, als hätte er nichts gehört. Er streckte sogar die Hand aus.

„Gib sie mir, Seydel!“

„Aber ich hab Dir doch eben gesagt, es geht nicht. Pump sie Dir von einem anderen. Das nächste Mal kann ich Dir vielleicht ausbelfen.“

„Das nächste Mal,“ nickte Menne Knoll. „Danke . . . schön!“

„Bist Du krank?“

„Ach, etwas Kopfschmerzen. Ich werde doch wohl . . . nach Hause gehen.“

Er schleppte sich über den Schulhof. Auch das also half nichts. Und in fünf bis sieben Minuten würde das Klingelzeichen ertönen, der strenge Ordinarius in die Klasse treten und der Namensaufruf beginnen.

„Ich werde . . . nach Hause gehen,“ sagte der Knabe vor sich hin.

Er stieg die Treppe empor, schritt den Korridor entlang und öffnete eben die Tür des Schulzimmers der Untertertia, als der inspizierende Lehrer ihn bemerkte. Es war der Alte, der sich in der französischen Stunde nach seinem Befinden erkundigt hatte. Den Schülern war verboten, bei gutem Wetter während der großen Pause die Klassenzimmer zu betreten. Als aber Menne Knoll sagte, er wolle vielleicht doch nach Hause gehen, nickte der Oberlehrer und gab ihm den guten Rat, sich gleich ins Bett zu packen.

Der Kleine schritt nach seiner Bank, legte die Bücher zusammen und presste die Stirn wie zur Kühlung auf den Deckel der Ellendt-Geiffertischen Grammatik. Sein Kopf glühte immer mehr, die Lippen waren trocken und spröde.

Plötzlich sah er starr nach vorn. Da pflegte Otto Seydel zu sitzen. Otto Seydels Federkasten sah unter der Bank hervor. Es war ein ganz eigener Federkasten, mit dem man Kunststücke machen konnte. Wenn man kräftig damit gegen den Nermel rieb, zog er ein kleines Stüchchen Papier an und hielt es fest.

Ein schöner Federkasten. Darin lagen auch die beiden Fünzigpfennigstücke.

Langsam, mit fieberisch glänzenden Augen, schritt Menne Knoll darauf zu.

Er wollte ja nicht das Geld. Nur Kunststücke machen mit dem schönen Federkasten.

Er zitterte an allen Gliedern, als er ihn ansaßte. Er schüttelte ihn. Es klang und klirrte. Er öffnete ihn. Da lagen Federhalter und Bleistift und im Kleinen Fach die Fünzigpfennigstücke.

Wie das Rad im Kopf herumlief, das heiße Rad, und wie die Nadel stach!

Plötzlich schlug draußen die Glocke an. Der Pedell läutete. Vom Fenster sah man, wie die Schüler sich langsam von drüben zum Eingang schoben.

Jetzt kam das Furchtbare — jetzt gab es kein Entrinnen mehr — jetzt würde er vor der ganzen Klasse dastehen und nicht einmal aufschreien können.

Und hier lag die Rettung. Dieses eine Fünzigpfennigstück von Otto Seydel.

Draußen tönten Schritte. Mit einem Ruck hatte Menne Knoll den Federkasten auf seinen Platz geschoben und war ans Fenster gestürzt — in seiner heißen Hand jene Münze, für die heut Zigaretten gekauft werden sollten.

Als es ihm zum Bewußtsein kam, erschraf er. Aber schon stürmten die ersten ins Zimmer. Er konnte das Geld nicht mehr zurücklegen. Es war auch alles egal.

Und nun trat der Ordinarius ein.

Der Ordinarius war ein junger Lehrer. Er hatte Glück gehabt. Bei einer Revision durch den Schulrat hatte die Sexta,

die er als Probekandidat leitete, so gut bestanden, daß der tüchtige und energische Pädagoge schon nach dem zweiten Jahre angestellt, hierher versetzt und zum Ordinarius der Untertertia gemacht worden war.

Er mochte Menne Knoll nicht leiden, weil der Junge keinen Freund hatte, weil er nicht sprang und turnte, weil er niemals dumme Streiche verübte und weil er sein Pensum stets am Schnürchen hatte. Kurz: weil er ein Musterschüler war. Und wenn auch nicht zu seinen Zöglingen, so pflegte Doktor Wenig doch zu seinen Kollegen manchmal zu äußern: „Aus den Musterschülern sind im Leben noch keine tüchtigen Kerle geworden. Das Blut, meine Herren, das Blut und die Kasse! Der Teufel hol die blutarmer Büßler!“

Mit dem gerade durch seine scheue Zurückhaltung geschärften Instinkt hatte Menne Knoll das wohl empfunden. Und er tat alles, um den Ordinarius für sich einzunehmen. Leider fing ers am falschen Ende an und lernte doppelt eifrig für die Fächer, in denen Doktor Wenig unterrichtete.

Der junge Lehrer machte die Einzeichnung ins Tagebuch und sagte dann:

„Wir sammeln jetzt die Beiträge ein für das Waldfest. Ich lese die Namen vor und jeder tritt aus Katheder heran.“

Es geschah. Das Alphabet bestimmte die Reihenfolge. Mehr tot als lebendig, sah Menne Knoll auf seinem Platz. Wann rief man ihn?

„Knoll,“ sagte der Lehrer.

Er trat vor. Er legte das Fünzigpfennigstück zu den anderen. Niemand scherte sich darum. Nur Otto Seydel mochte sich wundern. Er war gerade dabei, seinen Federkasten zu öffnen. Das S kam ja zuletzt. Er hatte noch Zeit.

Plötzlich ward er unruhig. Er sah unter die Bank, schlug Bücher nach, griff in die Tasche.

Der Namensaufruf war beendet. Der übliche Unterricht begann.

„Seydel, willst Du endlich zur Ruhe kommen!“ drohte der Lehrer plötzlich. „Was soll denn das?“

Der Junge vertiefte sich einige Zeit in die Grammatik. Aber nicht lange, und er begann von neuem die Taschen zu revidieren. Doktor Wenig hatte ihn scharf im Auge behalten. Er wollte eben von neuem aufahren, als der Knabe sich selbst meldete durch Aufheben des Zeigefingers.

„Was hast Du, Seydel?“

„Fast weinerlich stand er auf. „Mir hat . . . jemand . . . fünfzig Pfennig fortgenommen. In der großen Pause . . . lagen sie noch im Federkasten.“

Der junge Lehrer ward rot. Als hätte man ihm selbst einen Schlag versetzt, erhob er sich jäh.

„Bedenk, was Du sprichst, Seydel,“ sagte er scharf, „Du beziätigt einen Deiner Kameraden des Diebstahls!“

„Aber das Geld . . . war doch noch da. Und jetzt . . . jetzt ist es verschwunden.“

Es war mäuschenstill in der Klasse. Jeder hielt den Atem an. Einige von den größeren Schülern mochten gleichfalls die Beinlichkeit der Situation empfinden. Sie wurden rot und sahen mit großen Augen zum Katheder empor.

Der Ordinarius klappte sein Buch zu.

„Ihr habt gehört,“ wandte er sich an die Klasse, „welchen Verdacht hier ausgesprochen ward. Es muß Euch als Kindern anständiger Eltern und als Schülern einer höheren Lehranstalt selbst daran liegen, die Sache sofort aufzuklären. Ich frage die ganze Klasse hiermit, ob einer etwa aus Scherz, um Seydel zu erschrecken, das Geldstück an sich genommen hat. Der Scherz ist töricht, aber wenigstens begreiflich.“

Totenstille. Keiner erhob sich.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

cg. Sie spielten. Karl, der zwölfjährige, sah am Tisch. Der um zwei Jahre jüngere Emil stand ihm gegenüber. Beide schnitten aus großen bunten Papierbogen die verstreuten Gliedmaßen von Hampelmännern aus: Karl einen Husaren mit Tschako, mächtigem Schnurrbart, langen Beinen und Sporenstiefeln, Emil einen Schnurdreher, dessen ordengeschmückter Rumpf ebenso wie ein Holzbein von den Heldentaten des alten Kriegsinvaliden erzählten.

Emil sah neidisch zu dem Husaren hinüber: „Meiner ist schöner.“

„Böh!“ Karl blies verächtlich die Waden auf: „Bilde Dir man nich ein. So'n aller Teiermann, der betteln tut! 'ne Schnapsnase hat er auch.“

„Nich wahr! Es is bloß verdruckt! Es is die eine rote Wade.“

sch. 206 101

„Alle Weiermänner fausen,“ behauptete Karl lähn.
 „Ach Du — mit dem ollen Husaren!“ —
 Vor jedem der Jungen lag ein Vogen Pappe. Zwischen den beiden Pappen stand ein Topf mit Stärkelleister, den ihnen die Mutter angerührt. Dazu für jeden einen Holzspan.
 Ein Weilchen wars ganz still in dem kleinen Zimmer. Nur die eifrigen Scheren klapperten. Emil schielte fortwährend zu Karl hinüber, der viel ruhiger arbeitete und deshalb auch zuerst sagen konnte: „So. Ausgeschnitten hab ich ihn.“
 „Ich auch gleich! Meiner ist schwerer.“ Ganz eilig sprach Emil: „Du mußt warten.“
 „Wie so?“
 „Ja, Du mußt warten!“
 „Wollen wir Wette Heben?“
 „Au ja!“ Emils Augen blühten und die Finger mit der Schere zitterten vor Hast. „Aber zugleich anfangen! Augenblick! So, da liegen sie — was für ne Masse Stücke!“ Er zog die Stirn in Falten: „Rüste mir doch Deine Schnipfel nich rüber! Was soll ich denn damit! Meinst woll, ich wer dann später fertig?“
 „Hab Dich man nich.“ Karl suchte seinen Husaren zusammen.
 „Ja,“ sagte Emil, „wenn Du Dir alles in die Reihe legst.“
 „Kannst Du ja auch.“
 „Nein. Weißt Du was? Wir rühren beide Hampelmänner zusammen!“
 „Na, das gibt ne schöne Wäsche.“ Karl sprach's seiner Mutter nach.
 „Alles auf einen Haufen. Au ja! Das macht Spaß. Dann — wer zuerst fertig ist, der kriegt — dann krieg ich — dann krieg ich — Deinen Husaren krieg ich!“
 „Pöh! Meinen Husaren! Das möchtest woll! Und was krieg ich?“
 „Du?“ Emil wunderte sich mächtig. „Du?“
 „Na, hast Du etwa schon gewonnen?“
 „Ne. Aber ich werde!“
 „Erst sag mal.“
 „Du kriegst — Du kriegst — wenn Du gewinnst, aber Du gewinnst nicht! — Du kriegst meinen Leiermann!“
 „Pöh!“ Karl lachte. „Ne. So dumm!“
 „Noch einen Pfennig.“
 „Einen ganzen?“ Karl überlegte: „Wieviel Pfennige hast Du?“
 „Einen Sechser.“
 „Dafür krieg ich drei Zigaretten, egyptische. Also, wenn ich gewinn, — den Sechser.“
 „Den ganzen? Aber Du gewinnst ja doch nich. — Is gut.“ Es kostete dem Jüngeren riesige Selbstüberwindung. „Aber keinen Spul machen und nich mogeln!“
 Vier Hände rührten die Gliedmaßen der Hampelmänner gehörig durcheinander.
 „So!“ entschied Emil. „Jetzt ist's genug. Jetzt — wenn ich sage: jetzt! — dann fangen wir an.“ Er streckte schon die Hand aus: „Jetzt!“
 Beide griffen im gleichen Augenblick zu.
 „Emil triumphierte: „Ich hab gleich den Kopf!“
 „Weil Du ihn obenauf gelegt hast,“ sagte Karl und suchte sich gemächlich ein Stück vom Husaren. „Aber ich krieg Deinen Sechser doch.“
 „Keine Angst!“ Emil lachte gezwungen und ließ die Augen fortwährend hin- und hergleiten in der Befürchtung, Karl werde ihm zuvorkommen.
 Der ließ sich nicht stören, sah nicht unnötig auf und klebte mit Liebe und Sorgfalt. Sein Bruder ward immer fahrig.
 „Ranu,“ sagte Karl endlich, „wo ist denn mein anderes Bein? Und vom Leiermann sind noch zwei hier? Emil! Du hast ja ein Husarenbein aufgestellt!“
 „Nich wahr!“ Emil ward feuerrot.
 „Gewiß. Da! Gib wieder her!“
 „Du sollst hier nichts anfassen!“
 „Kann ich. Es ist mein Bein!“
 „Es ist mein Bein! Geh weg Du — oder!“ Emil stieß ihm den Hebrigen Holzspan auf die Hand.
 „Du, das laß sein, ja?“
 „Du willst bloß früher fertig werden!“ schrie Emil und klebte mit einer wahren Wut darauf los.
 „Du willst! Du betrügst ja! Hast schon wieder ein Stück vom Husaren in der Hand! Gib her!“ Er faßte zu.
 Ritsch! — Ein Arm des Husaren fiel in zwei Teile.
 „Siehst!“ Emil lachte höhnisch. „Da haste's!“ Er warf ihm das zweite Stück auch noch hin.
 Ritsch! — Das gebrochene Holzbein des Leiermanns flog auf Emils Pappe: „Siehst! Da haste's!“
 Emil funkelte die Augen. Er tauchte seinen Span recht tief in die Stärke und klatschte sie mit einem triumphierenden „Höhöhö!“ auf Karls Pappe: „So!“
 „So!“ Echo. Von Karls Fingern geknipst, flog die Stärke Emil auf die Nase.
 „Ferkel!“ Emil nahm den ganzen Topf und kippte ihn auf den Husaren: „Höhöhö! Au hat er 'n Pelz an!“ Und stellte sich gleichzeitig in Positur, den unvermeidlichen Faustkampf erwartend.

Aber zunächst flog ihm nur der „Pelz“ des Husaren mit samt der Pappe um die Ohren.
 Dann ging's los. Emil schoß wie ein Gummiball hinter dem Tisch hoch, nach Karl auslangend. Aber seine Nase begegnete unterwegs der Faust des Bruders, weshalb Emil es vorzog, sich unter den Tisch zu ducken, schnell um ihn herumzuschleichen und einen Seitenangriff zu unternehmen.
 Abgeschlagen.
 Ein dritter Angriff mit allen verfügbaren Kräften. Dann klebten sie aneinander. Emils Hände in Karls Haarschopf. Karls Faust trommelte in seines Bruders Genick.
 „Betrüger!“
 „Ferkel!“ — Und so weiter.
 Immer heißer das Ringen, immer heftiger das Stoßen, Schlagen, Krachen. Dazu ein wütendes Geächz und Gestöhn.
 Plötzlich ein Krach. Der Tisch schlug um. Mit ihm die kämpfenden. Einer riß die gehäkelte Kommodendecke herab. Die nahm eine Base, eine Nachtlampe und einige Photographien mit.
 Klirr — Klirr — Klirr!
 Säred! Einen Augenblick Waffenstillstand. Emil kniete auf Karl. Der würgte ihm den Hals...
 Da ging die Tür auf. Der Vater trat herein, aus dem Mittagsschlaf gestört. In Hemdärmeln. Die Hosenträger in der Hand.
 Klatsch! — Klatsch!
 In der Tür die Mutter mit angstvollem Gesicht: „Aber, mein Gott...“
 Klatsch! — Klatsch!
 „Meine Base! Die Lampe! O, ihr unnützen Bengel!“ Mutter suchte die Scherben auf.
 Die beiden Jungen standen schon. Karl mit schaurig zerwühltem Haar, eine lange Kratzwunde im Gesicht. Emil mit zer-rissenem Hemdtragen, Kleisterbesudeltem Anzug und blutender Nase. Indem er die roten Tropfen mit dem Aermel abwischte, lachte er: „Höhöhö! Wir spielten man bloß —“
 „Ja.“ Karls Brust feuchte noch. „Es war man bloß Spaß.“ Und die Mutter sagte: „Das gibt 'ne schöne Wäsche!“ —

Humoristisches.

— Nur Veruf. Richter: „Herr Professor, können Sie mir den Mann beschreiben, der damals zwei Monate in Ihrer Klinik gelegen hat und operiert wurde?“
 Zeuge: „Ja, aber nur... innerlich!“ —
 — Kühnes Wild. Gastwirt: „Ein garstiger Mensch, der Klinker!... Wenn der einmal ein paar Fliegen in der Suppe findet, macht er einen Skandal, als ob ein paar Elefanten in seinem Keller schwämmen.“ —
 — Die armen Schweine! Bäuerin (deren Mann gestorben ist): „Ihr armen, armen Säu! Wer wird euch jetzt zu Neujahr abstechen!“ —

(„Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Die „Jugend“ hat eine Auflage von 70 000. —
 — Kosmos. Gesellschaft der Naturfreunde in Stuttgart, zählt gegenwärtig 13 000 Mitglieder. —
 — Der Journalist Julius Bövy ist in Wien im Alter von 55 Jahren gestorben. Er war Redakteur der „Blutigen Gade“, d. h. des „Illustrierten Wiener Extrablattes“ und stets dabei, wenn es galt, für den „dummen Kerl“ von Wien eine „Geh“ zu veranstalten. In den meisten Fällen war er sogar der Anstifter. Auch als Kriegsberichtersteller machte er sich beliebt. Nach dem bösnischen Aufstande zügelte man freilich, seine schaurig-schönen Berichte seien ihm in Wien aus der Feder gestossen. Tatsache ist: Freilarten nach Bosnien gab es damals für Journalisten noch nicht. —
 — Im Schauspielhaus geht als nächste Neuheit Franz v. Schönbhans Schauspiel, „Klein Dorrit“ in Scene. —
 — Opernvorstellungen im Berliner Theater wird vom 1. Januar ab Direktor Präsch mit dem Ensemble des Theaters des Westens veranstalten. Wie verlautet, sind wöchentlich drei Opern-Abende in Aussicht genommen. An den andern Tagen will Bonn weiter spielen. —
 — Im Schiller-Theater N. findet am Sonnabend eine Aufführung von Grillparzers dramatischem Märchen „Der Traum ein Leben“ statt. —
 — Fräulein Fakhender vom Hoftheater in Karlsruhe ist verpflichtet worden, bei den nächsten Wahreuther Festspielen in einer Anzahl „Parival“-Vorstellungen die Kundr zu singen. —
 — Frühere Mitglieder der „Elf Schwarfrichter“ haben sich mit Peter Altenberg und Felix Dörmann zusammengetan und in Wien ein Künstlerbrett, „Das Nachtlcht“, gegründet. —
 — t. Ein Goliath unter den Pilzen wird in der Zeitschrift der französischen Mykologischen Gesellschaft beschrieben. Danach hat es ein Pilz von der Art Psallota campestris fertig gebracht, den seit mehr als einem Jahr gelegten Asphalt einer Straße empor zu heben, um sich ans Licht durchzuarbeiten. Man hat sich diesen sonderbaren Erfolg dadurch zu erklären versucht, daß mit dem Wachstum des Pilzes eine erhebliche Wärmeentwicklung verbunden ist, die zuvor den Asphalt aufgeweicht hatte. —